

Der Kronprinz und die Millers-
tochter von Pency.

Dem Englischen nachzählt von J.
Caffiret.

Schon seit vielen Jahren verfolgte
ich die Gewohnheit, während meiner
Ferien gewisse Gegenden des Auslandes
zu Fuß zu durchstreifen, und so war im
vergangenen Sommer meine Wahl auf
das östliche Frankreich gefallen. Mein
Hauptquartier hatte ich in Beauvoir,
einem kleinen Dorfe an der Maas, auf-
geschlagen. Mehrere Wochen lang
wohnte ich hier bei einem gewissen Felix
Varonnie und seiner Frau Jeanne.

Felix war ein gutmüthiger, lebens-
froher Mann von sechsundvierzig Jah-
ren, dem die Bewirthschaftung seiner
paar Morgen Land einen bequemen
Lebensunterhalt gewährte. Nach meinen
englischen Begriffs war er sehr un-
süchtig und sparsam; seine Frau hin-
gegen, die eine frühere französische
Güterin, und wie eine solche mächtig
und sparsam war, ärgerte sich nicht
selten über Anschauungen ihres Man-
nes, die sie für überflüssig hielt. Jeanne
war eine vorzügliche Wirthschafterin,
und der kleine Hausstand blühte und
gied.

Im großen Kriege von 1870 ist Felix
in Beauvoir Frontireur gewesen, und
für mich gab es kein größeres Vergnü-
gen, als wenn wir am Abend vor der
Thür saßen und ich seinen Erzählungen
aus der Zeit, in der Frankreich am
Boden lag, zuhörte konnte.

Eines Abends sahen wir schweigend,
unsere Pfeife rauchend, zusammen, als
er plötzlich fragte: „Habe ich Monsieur
schon erzählt, wie ich in die Hände der
Deutschen fiel und wieder daraus be-
freit wurde?“

„Nein,“ erwiderte ich. „Ich glaube,
die Deutschen erschossen alle Frei-
kämpfer, dessen Sie habhaft wurden.“

„Aber mich haben sie doch laufen las-
sen,“ versetzte er mit einem häßlichen
Lachen. „Es mag unglücklich tün-
gen, Monsieur, aber doch ist es wahr,
dass damals die kleine Jeanne, die Sie
hier sehen, das Leben des deutschen Kron-
prinzen in ihrer Hand hielt.“

„Die Geschichte würde ich sehr gern
hören,“ meinte ich.

„Mit größtem Vergnügen, und wenn
Monsieur glauben sollte, daß etwas
Unrechtes dabei vorgekommen ist, so
müssen Sie das schon einem vertrieben
Weibe zugute halten.“

„Nach Sedan, Monsieur, wurde in
unserem Dorfe eine Versammlung ab-
gehalten und dreißig von uns Männern
und Burken traten zu einer Kompa-
nie von Frontireurs zusammen. Wir
waren überzeugt, daß wir unserem
Vaterlande als irreguläre Truppen
mehr nützen konnten, als wenn wir in
der Armee unter unfähigen Führern
geblieben hätten. Wir waren gut
waffnet und ein alter kriegserprobter
Veteran befehligte uns. Da die Deut-
schen ihre Streitkräfte um Mey ver-
sammelt hatten, marschirten wir dort-
hin und in den Bergen, hinter einem
kleinen Dorfe, Pency mit Namen, etwa
drei Meilen von der Festung entfernt,
versteckten wir uns. In Pency war
Zobanne zu Haus, und im ersten Au-
genblick, als ich sie sah, sagte ich zu
mir: „Felix, wenn Du Glück hast, muß
dieses Mädchen Dein Weib werden.“

Jhr Vater war der Müller von Pency
und die vernünftigen Männen hatten
ihn vollkommen zu Grunde gerichtet.
Auf die Deutschen waren sie dort nicht
gut zu sprechen, wozu besser wurden
aber wir aufgenommen, und wir wa-
ren noch keine vier Wochen in Pency,
als ich bereits mit Jeanne und ihrem
Vater einig war. Heirathen sollte ich
wieder befreit sein würde.

So klein unsere Schaar auch war,
so machte sie doch, dank der Führung
des alten Monbon, den umherzieh-
enden Männen viel zu schaffen. Auch
Jeanne war für uns unschätzbar. Sie
war Auge und Ohr für uns Alle, und
Monthon pflegte sie nicht anders als
den „Chef des Generalstabs“ zu nen-
nen. Wenn es sich irgendwie machen
ließ, traf ich mich mit ihr jeden Abend
in einer kleinen Höhle, die ich entde-
ckt hatte. Da diese Höhle zwei Ausgänge
hatte, brauchten wir eine unglückliche
Ueberwachung nicht zu fürchten.

Drei Monate blieben wir in Pency.
Dann wurde uns aber hier der Boden
zu heiß, und wir schickten uns an,
Pency zu verlassen, um nach einem ein-
paar Meilen südlicher gelegenen Dorfe
zu gehen. Aber noch an demselben
Abend, an dem wir Pency verlassen
wollten, fiel ich in die Hände der
Bayern.

Jeanne behauptete bis zum heutigen
Tage, und ich glaube, sie hat damit
auch gar nicht Unrecht, daß mich ein
Bauer, ein junger Burche, Odeau mit
Namen, verrathen hat. Er hatte zu-
verlässlich gehofft, daß die heilige
Jungfrau ihm Jeanne zur Frau geben
würde, und er war im höchsten Grade
aufgebracht, als er sich bei Jeanne
einen Merk holtte. Mag dem nun sein,
wie es mochte, Monsieur, in der Däm-
merung an jenem Abend, gerade als
ich mich zum Stehbüchlein begeben
wollte, wurde ich ergriffen, und so un-
ermuthet und so unerwartet ging die
Geschichte vor sich, daß ich mich weder
vertheidigen noch den Versuch, davon-
zulaufen, machen konnte. Mit dem
Gewehr in der Hand war ich gefangen
genommen worden.

„Sie sind ein Mörder,“ rief mir der
deutsche Offizier auf Französisch zu,
und wieder erschienen werden. Wo
sind Ihre Leibesgeleiten?“

Ich that so, als hätte ich ihn nicht

verstanden. Dabei hatte ich große Angst,
daß man mich auf der Stelle erschießen
würde, denn in jenen schrecklichen Tagen,
Monsieur, pflegten Urtheil und
Hinrichtung rasch aufeinander zu fol-
gen.

Ich fühlte daher keine geringe Er-
leichterung, als mir jetzt die Hände auf
den Rücken gebunden wurden und wir
uns auf den Weg nach dem Dorfe
machten, in dem sich das Hauptquar-
tier des Kronprinzen von Preußen be-
fand.

Mein guter Stern fügte es, daß
Jeanne uns unterwegs begegnete. Mon-
sieur wird wahrscheinlich glauben, daß
Jeanne ein ruhiges, kleines Fräulein
ist, aber Monsieur hat sie noch nicht
aufgeregt gesehen. Und damals war sie
aufgeregt! Sie stürzte sich auf mich
und wollte mich befreien. Dann ent-
riß sie einem Bayern das Gewehr, und
hätte ich sie nicht so dringend gebeten,
sich in meinem Interesse zu beruhigen,
so würde wohl sie allein das ganze Be-
sahelkommando in die Flucht geschlagen
haben. Dann legte sie sich auf's Bitten,
aber die Soldaten lachten sie aus und
trieben sie mit heftigen Worten hinweg.
Mir selber war damals das Herz so
schwer wie ein Stück Blei. Aber noch
kannte ich meine Jeanne nicht!

Ich wurde vor den Adjutanten des
Kronprinzen geführt, der mir unter
der Bedingung, daß ich meine Kamerad-
en verrathen sollte, die Freiheit ver-
sprach. Ich stellte mich aber dumm,
und als der Offizier erkannte, daß aus
mir doch nicht herauszubekommen wäre,
befahl er, daß ich am nächsten Morgen,
früh fünf Uhr, erschossen werden sollte.
Zu mir aber sagte er: „Bis dahin ge-
hen wir Ihnen Zeit, die Sprache wie-
der zu finden; sonst werden Sie für
immer stumm.“

Ich wurde an Händen und Füßen
gebunden und dann in eine Baracke ge-
bracht. Daß mein Gemüthszustand
in dieser Zeit nicht der angenehmste
war, werden Sie mir gern glauben,
Monsieur. Ich dachte an Jeanne, die
ich nie wiedersehen würde. Ich malte
mir dabei aus, wie sie nach Hause lau-
fen und dort nach Weiberact in ihrer
Verzweiflung jammern und heulen
würde. Aber ich kannte sie noch nicht!
Mit der ganzen Energie und dem
Schmerz eines Weibes arbeitete sie
inzwischen für mich. „Jeanne, Jeanne,
„ma petite“, komm mal her!“

Jeanne erschien im Rahmen der
Thüre.

„Erzähl doch mal Monsieur, wie
Du mich gerettet hast, „ma petite“.“

Jeanne wurde feuerroth im Gesicht.
„Was? Die dumme Geschichte soll ich
ihm wieder erzählen?“

„Das ist doch keine dumme Ge-
schichte,“ warf ich ein. „Sie würden
mir einen besonderen Gefallen erwei-
sen, wenn Sie die Güte hätten, mich
diese Geschichte aus Ihrem Munde hö-
ren zu lassen.“

Wenn der Monsieur wünscht, mit
größtem Vergnügen, Monsieur gestat-
ten aber wohl, daß ich mir erst mein
Strickzeug hole.“

Kaum hatte Jeanne neben uns Platz
genommen, als sie begann: „Als ich
so wegläufte sah, bemächtigte sich mei-
ner die Verzweiflung, denn ich wußte
nur zu gut, was ihm erwartete. Und
dann gab mir die gebenedeite Jungfrau
einen Gedanken ein, und ich siehe zu
ih, daß sie mir auch Kraft und Ver-
stand gewähren sollte, um ihn ausfüh-
ren zu können. Vor etwa acht Tagen
habe ich in unserer Gegend ein bester
Kampfer getobt, und ich mußte, daß
Jacques Petrot ein paar deutsche Uniformen
besaß, die er den Gefallenen weggenom-
men hatte. Ich hat ihn darum, und
als er sie mir nicht geben wollte, be-
drohte ich ihn so lange, bis er sie zum
Verkaufen brachte. Eine Unteroffi-
zieruniform nahm mir vorzüglich, und
nachdem ich mir mein Leinwand Haar-
gebinden und einen Dolch und Revolver
zu mir gesteckt hatte, machte ich mich
eiligst auf den Weg. Als ich in die
Nähe der feindlichen Linien kam, ichlich
ich mich mit der äußersten Vorsicht
weiter, denn meine Absicht war es,
die feindlichen Posten, ohne angerufen
zu werden, zu passieren. Als ich die Feind-
wachen hörte, warf ich mich zu Boden
und troch wie eine Schlange weiter.
Und doch wäre ich bemerkt worden.
Ein deutscher Offizier lebte an
einem Baum, und fast hätte ich ihn an-
geoffen. Eine lange Zeit lang, wie
lange, vermag ich nicht zu sagen, lag
ich unbeweglich, und kaum wagte ich
es, Athem zu holen, bis der Offizier en-
dlich weiter ging. Als ich aber erst all-
sichtig innerhalb der feindlichen Linien
war, erhob ich mich und suchte nach der
Wohnung des Kronprinzen zu gelan-
gen. Dort endlich angekommen, nahm
ich meinen ganzen Muth zusammen und
schritt auf die Thüre zu. So sehr zit-
terte ich, daß ich kaum sprechen konnte.
Zum Glück bemerkte jedoch der wach-
habende Offizier meine Aufregung
nicht.“

„Führen Sie mich sofort zu Seiner
königlichen Hoheit,“ bat ich in meinem
besten Deutsch. „Ich überbringe wich-
tige Depeschen.“

„Von wem?“ fragte der Offizier.

„Wichtige Depeschen für seine kö-
nigliche Hoheit,“ wiederholte ich läch-
lnd. Dabei fühlte ich, wie mir die Knie
schlotterten.“

In dem trüben Licht fixirte er mich
scharf, und ich mußte alle meine Kräfte
zusammennehmen, um nicht in Ohn-
macht zu fallen. Ohne noch ein Wort
zu sagen, geleitete er mich sodann in
das Zimmer des Kronprinzen, in dem
er wohnte: „Wichtige Depeschen!“

„Von wem?“ fragte der Kronprinz.

„In Privatangelegenheiten, wenn
königliche Hoheit gestattet,“ flammelte
ich. In meinem Innern fühlte ich, daß
ich beim Verlassen dieses Zimmers ent-

weder Felix Begnadigung erwirkt, oder
— ein anderes Leben für ihn zum
Opfer gebracht werden würde.

„Lassen Sie uns, bitte, allein, lieber
Weißhauken!“ rief der Kronprinz dem
Offizier zu, der sich salutierend zurück-
zog und hinter sich die Thüre schloß.
„Und was führt Sie also hierher?“
wandte sich der Prinz freundlich zu mir.
„Sie sehen blaß und angegriffen aus.
Wie heißen Sie?“

Der Schlüssel steckte in der Thür
und ich drehte ihn rasch um. Im
nächsten Augenblick hatte ich meinen
Revolver herorgeholt und zielte da-
mit dem Kronprinzen in's Gesicht. In
diesem erhabenen Moment zitterte aber
meine Hand nicht. „Königliche Ho-
heit!“ rief ich ihm zu, „sobald Sie
rufen, sind Sie ein Kind des Todes!“

„Oh! Er war ja ein Deutscher, aber
auch „un brave, un brave“ war er.
Nicht einmal mit den Wimpern judte
er, er sah mich nur fest an — und
lachte.“

„Eine kleine Kriegslust also!“ be-
merkte er in einem nachlässigen Tone:
„Wer sind Sie und was wollen Sie?“
„Herr Kronprinz!“ antwortete ich
ihm. „Ich bin die Tochter des Mil-
lers von Pency. Mein Schatz, Felix
Varonnie, ist heute Abend von Ihren
Leuten als Frontireur ergriffen wor-
den. Wenn er nicht bereits erschossen
ist, ist er zum Tode verurtheilt. Sein
Leben will ich, oder — königliche Ho-
heit, ich nehme dafür das Ihrige.“

„Das nenne ich ein Weib!“ rief er.
„Bravo!“ Dabei lachte er, und mir,
die ich gerade an Felix denken mußte,
wäre der Revolver beinahe aus der
Hand gefallen. „Dahon weiß ich gar
nichts, liebes Kind. Nein! Doch halt!
Hier sind verschiedene Papiere, die mir
zum Unterscheiden gebracht worden
sind. Als das hier ist es, Felix Va-
ronnie, Bauer, mit den Waffen in der
Hand ergriffen. Soll morgen früh
um fünf Uhr erschossen werden.“

„Er wird nicht herben, königliche
Hoheit, oder...“ Mit Worten konnte
ich nicht drohen, aber meinen Revolver
hielt ich in Bereitschaft.

„Er ist ein Mörder und —“

„Nein,“ schrie ich, „er ist Soldat,
wenn er auch keine Uniform trägt.
Können königliche Hoheit glauben, daß
ich um eines Mörders willen so viel ge-
woagt haben würde?“

„Er hat als Frontireur und nicht
als Soldat gekämpft.“

„Was macht das aus? Und hätte
er für Frankreich in der Stunde der
Gefahr nicht die Waffen ergriffen, so
würde ich ihn keines Blickes mehr ge-
würdigt haben. Wenn Ihnen Jhr Le-
ben lieb ist, Hoheit, müssen Sie ihn
frei geben.“

„Mein Leben steht in Gottes Hand,“
entgegnete er, mir in's Gesicht sehend.
„Drohungen schüchtern mich nicht ein.
Sie sind aber ein tapferes Mädchen,
Mademoiselle.“

Und dann verließ mich mein Muth,
Monsieur. Ich ließ den Revolver fal-
len, warf mich zu seinen Füßen und
dar und flehte ihn an. Und er, Mon-
sieur, hob mich auf, gab mir Wein zu
trinken und ließ sich von mir die ganze
Geschichte erzählen. Ach, was für ein
guter und freundlicher Herr war das
doch! Als ich ihm alles erzählt hatte,
meinte er lachend: „Ihm muß verziehen
werden, denn es wäre ja zu schade,
wenn solch treu liebendes Mädchen
ohne Mann bleiben sollte.“ Und da
machte ich von Neuem zu meinen an-
suchen, führte ihm die Hand und ver-
suchte es, ihm mit Worten zu danken.
Und jetzt brachte er mich zu Felix, dem
er seine Begnadigung ankündigte. Ich
warf mich auf Felix und ich selber habe
seine Hefeln durchschnitten. Zusam-
men dankten wir dann den Prinzen.
„Ihren Männen einen persönlichen Sei-
tendank zuwendend,“ fuhr ich fort: „Frei-
lich, ob die Männer alles das werth
sind, finden wir Frauen erst später
heraus. Drei Tage später überbrachte
mir eine Ordnonanz ein Armband von
Er. königlichen Hoheit. In demselben
war eingedruckt: „Einer tapferen und
treuen Französin!“ Sehen Sie, ich
trage es noch.“

Ja, Monsieur, als dieser edle Fürst
stark und alle Kräfte der Welt ihn nicht
helfen konnten, da haben wir bitterlich
geweint. Auch haben wir für seinen
Sarg einen Kranz geschickt, und ich
wagte es, an die Kaiserin zu schreiben.
Sie war die würdige Tochter Ihrer Kö-
nigin, Monsieur. Sie hat meinen
Brief eigenhändig beantwortet und gar
oft sprechen wir von dem edlen Fürsten
und seiner hingebenden Gattin, die sich
auch in Feindesland ein gutes dauern-
des Andenken gesichert haben.“

Ein schlauer Chemann.

Junge Frau: „Lieber Fritz, den ganzen
Tag hast Du die Cigarette im
Mund.“

Gatte: „Nicht wahr, das könntest Du
nicht, wegen des vielen Sprechens.“

Vor dem Friedensrichter.

Kameel will Sie der Angeklagte
ganz bestimmt nicht geschimpft haben!“

„Es ist möglich, daß er ein anderes
Schimpfwort gebraucht hat — gewöhn-
lich werde ich aber Kameel geschimpft!“

„Enfant terrible.“

Vater (am Kanarienvogel): „Das
Händchen mauiert sich — es wird nun
bald sein neues Winterkleid bekom-
men.“

Klein Viebschen: „Muß es da auch
erst in Ohnmacht fallen?“

Frechheit.

Bauer: „Was fällt Ihnen denn ein,
durch mein Gras zu laufen?“

Dorrist: „Meinen Sie denn, ich
hätte Zeit bis zur Heuernte?“

Verfehltes Mittel.

Humoreske von Gustav Renner.

Im Hause des Professors Springer
feierte man Hochzeit. Die einzige
Tochter Elli hatte in dem hübschen
Affessor Willi Schimann einen
Mann gefunden, der sie nur aus rei-
ner Zuneigung geheiratet, da er mit
Glücksgütern so reichbegeset war, daß
er nicht nötig hatte, nach der be-
rühmten goldenen Einfassung einer
Lebensgefährtin zu sehen. Professors
waren glücklich, ihr Herzblut nicht
einem der sie ja leider so viel um-
schwärmenden Glückritter geben zu
müssen. Die ganze geladene Gesell-
schaft war noch vollständig an der Tafel
perammelt und befand sich in der ro-
sigsten Weinlaune. Die junge Gattin
sowie deren Mutter hatten sich vor eini-
gen Augenblicken entfernt. Der Braut-
vater, das sonst so ruhige Professors-
chen, wie er allgemein genannt wurde,
war heute an diesem Freudentage aus-
nahmeweise lustig, kaum daß man ihn
wieder erkannte. Er sprühte ordentlich
von Witz und schon mehr wie einmal
hatte er durch seine geistreichen Witz-
worte Lachsalben hervorgerufen.

Der junge Chemann mochte sich al-
lein nicht ganz wohl fühlen in dem fei-
len Kreise, denn wir können beobachten,
wie er öfters und immer öfter die
Blicke sehnsüchtig nach der Thür sch-
weifen läßt, durch welche sein Fräulein
verschwinden würde. Wo bliebe sie denn
nur gar so lange? Er konnte es end-
lich doch nicht mehr aushalten, er mußte
nach ihr suchen gehen. Verstoßen brühte
er sich aus der Gesellschaft, um auf die
Forschungstreife nach seiner Elli zu
gehen. Schon hatte er mehrere Zim-
mer vergeblich durchstreift, als er hinter
einer geschlossenen Portiere ihre liebe
Stimme vernahm. Was er da hörte,
veranlaßte ihn zurückzubleiben und den
stillen Lauscher zu spielen. Und was er
hier durch Zufall erfahren sollte, war
schon die kleine Heimlichkeit werth. Es
trach gerade die Mama seiner Elli,
von welcher allgemein bekannt war,
daß sie, wie man so sagt, im Haus die
Hosen an hatte. Was sie da sprach,
waren Rathschläge und Verhaltens-
maßregeln für den Ehestand.

„Nimm Dir ein Beispiel an mir,“
sagte sie unter anderem, „mag der
Mann nach außen thun und lassen was
er will, das Haus gehört der Frau und
niemals darf sie das Szepter aus der
Hand geben. Und nicht etwa durch
Jank und Streit sollst Du das zu er-
reichen suchen, beleiße dich; bitten
mußt Du, schmeicheln, tofen. Sollte
dies nicht fruchten, dann etwas schol-
len, dann ein paar Thränen, diese sind
immer von ausgezeichneter Wirkung.
Den Thränen der Frau kann ein Mann
nur in den seltensten Fällen wider-
stehen. Sollte er aber ausnahmsweise
hart und gefühllos sein, dann ist eine
kleine Ohnmacht ganz dazu angethan,
auch den Härtesten aus dem Häuschen
zu bringen. So habe ich mir Papa
erzogen, und wenn Du es weise an-
fängst, so kann es gar nicht anders
sein. Du wirst unumschränkte Herrsche-
rin in Deinen vier Wänden.“ Wortlos
hatte die Kleine zugehört. Was wird
sie wohl dazu antworten? Willi stand
wie auf Dornen. Apa er konnte sie
nie mar doch die kleine, unschuldige
Elli, welche da antwortete: „Ach Mama,
mein Willst ist so lieb, so gut zu mir,
daß ich wohl nie in Verlegenheit kom-
men werde, diese Mittelchen anzuwen-
den.“

„Du bist noch recht naiv, Elli. Du
kennst Deinen Mann bis jetzt doch nur
als Bräutigam, als welcher er nur
seine glatte Seite zum Vorschein ge-
bracht hat. Erst verheiratet fallen sie
bald aus der Rolle und ich möchte be-
schwören, Du wirst mein Mittel noch
einmal brauchen. Am Besten wäre es,
Du probirtest es gleich einmal, damit ich
Dir die richtigen Punkte beibringe.“
Angenommen Du willst einen Jourist
besuchen, er will nicht, alles Bittig,
flehen ist vergeblich, Du fängst an zu
weinen. Aber so meine doch —“

„Nicht doch, Mama —“

„Du weinst und zwar gleich auf der
Stelle. Solch ein paar Thränen dürf-
ten Dir gar nicht so schwer fallen.“

Der Lauscher hinter der Portiere
hätte laut ausplagen mögen — aber
nur still, es wäre doch schade gewesen
den Schluß zu verpassen. Es war him-
melschreiend, seine süße, liebe Elli
weinte da drinnen auf Kommando.

Haha, es war zum Lachen, sie weinte
wirklich, erst leise ganz still vor sich hin,
bis sich endlich ein herzzerreißendes
Schluchzen vernehmen ließ.

Und wieder ließ sich die liebe
Schwiegermama vernehmen: „Sehr
gut, sehr gut, er gibt aber immer noch
nicht nach, jetzt noch die Ohnmacht.“

Noch einige Male ausschluhen, dann
ein langgezogener tiefer Seufzer. Es
wurde still da drinnen. Das wird Willi
zu viel, er eilt hinaus — nicht Hilfe zu
holen — nein, er hatte genug gehört.
Seine Elli, die süße Angebetete, gab sich
zu solchem dummen Schauspiel hin,
das war zu viel. Er trat zurück in den
festlichen Saal und bald darauf folgten
auch seine Elli und deren Mama.

Die Kleine sah wirklich verweint
aus, und die meisten glaubten sie habe
Abschied genommen von der Mutter
und dabei seien einige Thränen ge-
flossen.

Wald löste sich die Gesellschaft und
ein Theil begleitete das junge Paar
nach der Bahn, die es nach dem sonni-
gen Fialen entführte.

Woh! Wochen später. Die beiden leben
wie die Turkeltauben in ihrem Heim
und schon glaubte Elli das Mittel, wel-

ches ihr Mama mit auf den Weg ge-
ben, nie anzunehmen, während Willi
seinerseits das kleine Abenteuer am
Hochzeitstage beinahe vergessen hatte.

Für die Sommer-Ferien hatte Willi
einen Besuch bei seinen Eltern geplant,
welche ihren Wohnsitz in einem kleinen
Dorchen im schlesischen Gebirge hatten.
Seine Elli freute sich schon lange da-
rauf, die alten sagenumwobenen schle-
sischen Gebirge kennen zu lernen. Da
war es wieder ihre Mama, welche einen
Strich durch diesen Reiseplan machen
wollte. Sie wünschte, daß sie von dem
jungen Paar nach Karlsbad, welches
ihr vom Arzt empfohlen war, begleitet
werden sollte. Willi widerstrebte sich
energisch, während Elli durch ihre
Mama bereitet den alten Plan gern
aufgegeben hätte. Sie mußte es durch-
setzen, mochte es tofen was es wollte,
die kleine Liebe war Mama schon werth.
Sie flehte, bat, Willi war unerbittlich,
er wollte sich das Sommerdagnügen
nicht jüchen lassen. Da fiel ihr Mamas
Mittel ein, das mußte helfen. Sie fing
an zu weinen ganz wie damals an
ihrem Hochzeitstage. Mama hatte sie
doch gelobt, sie hatte sehr gut geweint
und er, der Barbar stand lachend vor
ihr, er lachte immer toller, je toller
sie schluchzte; und nun, als die Ohn-
macht kam, hörte sie ihn wie damals
die Mama sprechen: „Sehr gut, sehr
gut. Aber nun höre bitte auf mit der
Komödie, du siehst, ich bin vollständig
gewappnet dagegen, denn zufällig war
ich Zeuge der Generalprobe, welche so
ausgezeichnet klappte.“

Da war es vorbei mit der Ohnmacht.
Weit öffnete sich ihre Augen. Sie war
durchschüttelt, er kannte dies aberne
Komödienstück. O wie schämte sie sich,
unaufhaltsam rannen ihre Thränen,
nicht erlöschend, nein, echte Thränen, die
vom Herzen kamen.

Um Verzeihung bittend, hing sie sich
an seinen Hals und er verzog ja nur
gar zu gerne, mußte er doch, daß das
Ganze nur eine Machination seiner
Schwiegermutter war, machte es sich
aber zur Bedingung, daß sie nie wieder
vergleichen Mittel und Rath der Mut-
ter anwenden würde. — Und wie gern
versprach sie ihm dies. Sie reisten
einige Wochen später in's schlesische
Gebirge, während Frau Mama nur von
Professorschen begleitet nach Karlsbad
dampfte.

Dom alten Dumas.

Aus den letzten Lebensjahren des
älteren Dumas, dessen 100. Geburts-
tag dieser Tage in Frankreich gefeiert
wurde, bringt Gabriel Ferry in der
„Revue“ interessante Mittheilungen.
Im Jahre 1864 kam der Roman-
dichter von Neapel nach Paris zurück.
Ein großes Vermögen brachte er nicht mit,
und als der Direktor des Gaité-Thea-
ters ihn um ein neues Drama bat,
machte er sich, um Geld zu verdienen,
mit Eifer an die Arbeit. Er hatte auch
bald aus seinen „Mobicans de Paris“
ein fünfaktiges Drama gemacht. Man
zeigte die Premiere an. Alles ging gut,
da kam plötzlich die Censur und verbot
das Stück wegen einiger Anspielungen,
die ihr allzu „frei“ vorkamen.

Dumas war nicht der Mann, der sich
so ohne Weiteres mundtot machen
ließ. Er richtete sofort an den Kaiser
ein geharnischtes Schreiben, das also
lautete: „Sire! Es gab im Jahre
1830 und es gibt noch heute drei Män-
ner, die an der Spitze der französischen
Literatur stehen. Diese drei
Männer sind: Victor Hugo, Lamar-
tine und ich. Victor Hugo ist ge-
stirbt, Lamartine ist ruiniert. Man kann
mich nicht verbannen wie Hugo; nichts
in meinen Schriften, in meinem Leben
oder in meinen Worten gibt Veran-
lassung zu der Verbannung. Aber
man kann mich ruiniren, wie Lamar-
tine, und man ruiniert mich wirklich.
Ich weiß nicht, was die Censur gegen
mich hat. Ich habe 1200 Bände ge-
schrieben und veröffentlicht. Es ist
nicht meine Sache, über ihren litera-
rischen Werth zu urtheilen. In alle
Sprachen übersezt, gingen sie so weit,
als der Dampf sie nur tragen konnte.
Und das, obwohl ich der unbedeutend-
ste von den dreien bin; vielleicht ge-
schah es deshalb, weil der eine ein
Denker, der andere ein Träumer ist,
während ich nur ein Volksschriftstel-
ler bin. Unter diesen 1200 Bänden ist
auch nicht einer, den man nicht einem
Arbeiter des Faubourg Saint-An-
toine, und sei er noch so republi-
kanisch, oder einem jungen Mädchen aus
dem Faubourg Saint-Germain, und
sei es noch so fitstam, zu lesen geben
könnte. Und doch, Sire, bin ich in
den Augen der Censur der unmoralis-
chste Mensch, der existirt.“

Dann stellt Dumas eine eigenartige
Rechnung auf. In 12 Jahren hat er
durch die Censur mehr als eine Mil-
lion verloren. Das kann doch nicht so
weiter gehen! Und es ging nicht wei-
ter, denn einige Tage später gab die
Censur auf Veranlassung des Kaisers
die „Mobicans“ frei, und das Stück
hatte einen hübschen Erfolg.

Fratische Webe.

Sie: „Vor unserer Verheirathung
hast Du mir jeden Morgen Blumen ge-
schickt und jetzt —“

Er: „Und jetzt besahe ich jeden Mo-
nat die Fleischer-Rechnung.“

Robter Was.

Leb: „Und warum soll dies kein so
nobles Total sein, wie Du dachtest?“

Reb: „Der Kellner hat uns nicht
länger als 20 Minuten mit seiner Be-
dienung warten lassen.“

Vom Kaiser Friedrich.

Die Leipziger N. N. erzählen als
wahrheitsgetreue eine hübsche Anekdote:
Im Jahre 1881 kam Kaiser Friedrich
eines Abends zu allgemeiner Ueber-
raskung des anwesenden Personals in
die Küche und erklärte: „Heute gibt
es Kommissbrot und Käse zum Abend-
brot.“ Als er die Verblüffung des
Küchenschefs bemerkte, erklärte er mit
begehrtem Lächeln: „Ja, ein gutes
Hausvater muß für alles sorgen, ich
habe das Brot schon mitgebracht, und
zum allgemeinen Erstaunen legte er eine
in Papier eingewickelte Kommissbrot
auf dem Küchentisch. Der zu Grande
liegende Sachverhalt war folgender:
Der Kronprinz war Abends, von einem
Besuch der Fortbildungsschule in der
Reichenbergerstraße, welche er beson-
ders besonders in sein Herz geschloßen
hatte, heimkehrend, in der Adalber-
straße auf einen Soldaten getroffen, den
ein Kommissbrot in der Hand hatte.
Er redete den Soldaten an und fragte
ihn, wohin er mit dem Brote wolle.
„Vertooßen“, lautete die prompte An-
wort. „Gut mein Sohn, was löstest
du?“ fragte wiederum der in Civil ge-
kleidete hohe Herr in edelm Berlinisch.
„Drei Güte“. Der Kauf wurde voll-
zogen, jedoch nur unter der Bedingung,
daß der Verkäufer das Brot in die
Wohnung des Käufers trage. Man
kann sich die Verblüffung des braven
Soldaten vorstellen, als immer mehr
Leute seinen Begleiter ehrsüchtig
grüßten, je näher sie dem Linden kamen.
Als sie sich aber dem Kronprinzipal-
Palais näherten und nun gar der
Wachposten salutierte, dämmerte dem
Marschirter die Ahnung auf, daß er es
hier mit einem höheren Offizier in Civil
zu thun habe, daß es der Kronprinz
in lässlicher Person sei, ahnte er noch
immer nicht; erst als ihn letzterer auf-
forderte, in das Palais hineinzugehen,
und auf die mit den Worten: „Nein, ich
geh' ich nicht hin, da wohnt ja der
Kronprinz,“ begründete Weigerung dem
Verblüfften eröffnete, das sei er selber,
wurde der Soldat so fassungslos, daß er
vor Schred das Brot fallen ließ.
Der Kronprinz hob es auf und über-
reichte dem förmlich erstarrten Gren-
adier einen Thaler. Trotz des erzielten
hohen Preises war dieser froh, als er
das Palais hinter sich hatte, und lief in
Eilschritten seiner Kaserne zu.

Vernünftiges Lebät.

Frau Emma, welche ihren Herrn und
Gebieter abendend glaubt, studirt mit
großem Eifer vor dem Spiegel ihre erste
Gardinenpredigt ein. Leider aber ist
der Herr Gemahl zufällig nicht abwe-
send, sondern hört in dem nur durch
eine Portiere getrennten Nebenraum
den lauten Monolog seiner Gattin zu
seinem größten Ergötzen mit an und
als gewandter Stenograph hält er ihn
sogar im Stenogramm fest.

Am nächsten Tage kommt Frau Em-
mas Gatte sehr spät nach Hause. Nun
ist er da, der große Moment, und hat
strotzend von Schlägen unterbroche-
ner Stimme beginnt sie die sorglos
memorierte Rede.

„Also so hältst Du Dein mir einst
gegebenes Versprechen, daß Du mich
auf den Händen tragen wollest, daß ich
Dein Alles sein sollte und Du meine
Gesellschaft stets dem Aufenhalte in der
Kneipe vorziehen wollest. Schämst
Du Dich nicht, Deine arme Frau zu so
belügen und alle guten Vorsätze bei der
nächstbesten Gelegenheit in den Wind
zu schlagen. O, es ist schnell gegangen,
empörend schnell, daß Du meiner über-
drüssig geworden bist, daß Du an-
fängst — anfängst an —“

Hier bleibt Frau Emma stehen, be-
zerrt durch den gummiartig spöttischen
Blick ihres Gatten, während dieser in
aller Seelenruhe an ihrer Stelle fort-
fährt: — anfängst in gewissenhafter
Gleichgültigkeit Dein angekauftes Weib
zu vernachlässigen und sie dem wech-
seligen Gespött Deiner ledernen Joch-
schlingen preiszugeben. Hast Du nicht so
viel Achtung vor Deinem